Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 39 (1931)

Heft: 8

Artikel: Aus dem Urwald des Äquators

Autor: Rindlisbacher, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547169

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Urwald des Aequators.

Von **Ernst Rindlisbacher**, Bern.

Französisch Aequatorial-Afrika (Colonie du Gabon), unmittelbar auf dem Aequator an der westafrikanischen Küste gelegen, von einer großen Zahl verschiedener Negerstämme bewohnt, von Urwald und wieder Urwald bedeckt, birgt für uns Europäer manches Geheimnis.

Noch heute herrscht in vereinzelten Urwaldgegenden der Kannibalismus. Ich hatte Gelegenheit, Gebiete zu durchwandern, die nur ganz selten oder sogar noch nie von Weißen besucht worden sind.

Am interessantesten fand ich die Bewohner der Gebirgsgegenden. In gewissen Dörfern wurden wir freundlich aufgenommen, da sie mich als einen Gott oder wer weiß was betrachteten. In andern Dörfern flüchteten sich die Wilden in den Wald, als sie mich erblickten, und wagten sich erst dann wieder hervor, als sie sahen, daß ich ihnen nicht gefährlich sein könnte. Andere Dörfer dagegen wagten wir kaum zu betreten. Als ich einmal mit meinen 23 Trägern in ein Dorf kam, wurden wir von einem fürchterlichen Geschrei empfangen. Meine Führer, stark gebaute und mutige Neger, die sicherlich selten Angst zeigten, traten immer auf mich zu und flüsterten mir ins Ohr: «Mutangani, nous pas rester ici, le noir n'a pas bon.» Sie wollten damit sagen: „Weißer, wir wollen hier nicht bleiben, die Schwarzen sind uns nicht gut gesinnt", und so waren wir gezwungen, sofort wieder weiterzugehen. Es ist interessant, zu beobachten, wie verschieden die Neger, auf dem fast gleichen Gebiete, dem Weißen gegenüber gesinnt sind.

Rosig sind die Verhältnisse in den wilden Gegenden nicht, wie wir Europäer sie uns etwa vorstellen. Der Eingeborene hat viele Feinde, denen er zum Opfer fallen muß und welchen er absolut machtlos gegenübersteht, so zum Beispiel die verschiedenen Krankheiten. Ich habe Dörfer mitten in Urwäldern durchwandert, in welchen ich keinen einzigen Bewohner antraf, der nicht entweder von der Lepra, Gelbfieber oder sonst einer dort fast unheilbaren Krankheit befallen war. Als ich im Monat Juli 1926 in der Gegend von M'Bigou ein Dorf durchwanderte, sprangen mir fast alle Bewohner entgegen, trugen meinen Typboy (eine Art Tragstuhl, auf welchem in den Tropen der Europäer von den Negern herumgetragen wird) und brachten mich in eine außer dem Dorfe gelegene Strohhütte. Ein scheußlicher Anblick bot sich hier meinen Augen, und nie werde ich den vergessen können. In ganz hoffnungslosem Zustande lagen da nebeneinander zwei Knaben und ein Mädchen, von der Lepra befallen. Wie die Körper der armen, hilflosen Wilden ausgesehen haben, ist mir unmöglich zu schildern. Ganz abgemagert, die Augen weit im Kopfe, nackt, über und über voll von den offenen Geschwüren bedeckt, lagen sie da, dem Tode entgegensehend, und die sollte ich von ihrem Leiden heilen. Ich konnte dem Häuptling unmöglich begreiflich machen, daß dies nicht in meiner Macht läge und daß es höchstens ein weißer Arzt tun könne. Immer und immer sagte mir der Häuptling, alle Weißen seien doch Zauberer, natürlich in seiner Sprache, was mir jeweils ein Führer übersetzte. Er erzählte mir, daß er gehört habe, daß die Weißen mit Beten alles Unmögliche tun können, und ich solle doch auch beten, so würden die Kinder wieder gesund. Er würde mir das ganze Dorf schenken, ja ich hätte alles haben können, wenn ich die drei armen, hilflosen Wesen hätte heilen können. Dies ist nur ein Fall, wie sie zu Hunderten vorkommen. Auch leiden viele Wilde an Geschlechtskrankheiten. Man bedenke doch, ein solches Land, wo kein Arzt lebt, ja niemand, der den kranken Wilden helfen

könnte! Wohl hat sich etliche Tagereisen von dort der bekannte Arzt und Gelehrte Dr. Albert Schweizer in Lambarene etabliert und ein Spital gebaut, aber nie wird es ihm, trotz dem unendlich vielen Guten, das er schon für die armen Menschen getan hat, möglich sein, allen zu helfen. Dr. Albert Schweizer, der dort im Urwald, wenn auch etwas primitiv, doch den dortigen Anforderungen genügend, ein Spital gebaut hat und der alle seine Kraft und Wissenschaft für die Wilden und die wenigen dort lebenden Europäer opfert, wird zum größten Teil von den Eingeborenen verehrt, wie selten ein Europäer. Ich selbst war, wenn auch nicht lange, doch einige Tage als Patient in seinem Spital, und nur die, die ihn kennen und auch nur kurze Zeit bei ihm waren, wissen, mit welchem unermüdlichen Mut und Opfergeist er dort seine Arbeit verrichtet. Wohl selten trifft man einen Menschen an, der mit solchem Pflichtgefühl und Opfersinn in derartigen Verhältnissen sein Leben seinen Mitmenschen widmet, wie Albert Schweizer es tut.

Nicht nur der Lepra und den verschiedenen Geschlechtskrankheiten fallen die Eingeborenen zum Opfer, sondern auch Cholera und Typhus, wenn doch weniger häufig vorkommend, haben schon viele Menschenopfer gefordert. Auch das Gelb- und Schwarzwasserfieber sind sowohl für den Eingeborenen wie für den Europäer Todfeinde. Ich erinnere mich, als auf meiner Durchreise im Senegal, im Juli 1927, in den Städten Bamako und Timbuktu die Gelbfieberepidemie wütete und viele Europäer und Eingeborene ihr Leben lassen mußten.

So hat schon mancher Europäer seinen Tod in dem schwarzen Erdteil gefunden.

Empoisonneurs publics.

Jadis les personnes accusées d'empoisonner les fontaines étaient jugées sommairement et condamnées au supplice. La justice moderne est plus douce. En voici deux exemples:

L'éditeur d'un livre pornographique, qu'il avait offert aux étudiants et étudiantes en lettres et en médecine de l'Université de Lausanne, s'est vu condamner par le Tribunal de police à une amende de fr. 400. Il a recouru contre cette peine peu élevée, mais le Tribunal cantonal vaudois a confirmé en tous points le jugement de première instance.

On a saisi en 1929 des quantités de stupéfiants destinées au trafic illicite, c'est-à-dire aux malheureux adonnés à la cocaïne, à la morphine, à l'héroïne. Ainsi, les 359 kg. de cocaïne saisis permettaient de faire plus de 7 millions de doses uniques. Mais les auteurs de ces empoisonnements de masses sont rarement punis. Il faut absolument arriver à limiter la production des stupéfiants aux seuls besoins de la médecine. Ce sera l'objet d'une des prochaines conférences internationales où la Suisse aura un rôle important puisqu'elle est un des principaux exportateurs de narcotiques.

Les soldats ont soif.

En 1912, un aubergiste thurgovien vendait en ricanant 100 bouteilles vides au pasteur de son village qui voulait y mettre son cidre doux. Quelques années après, il demandait à l'ex-client de lui apprendre à stériliser dans la chaudière de sa chambre